

POETIKDOZENTUR
LITERATUR UND RELIGION

POETIKDOZENTUR
LITERATUR UND RELIGION

Band 6

Das vermisste Antlitz

Suchbewegungen zwischen
Poetik und Religion

Herausgegeben von
Jan-Heiner Tück und Tobias Mayer

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2022
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: © in-future / GettyImages
Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: PBTisk a.s., Píbram
Printed in Czech-Republic

ISBN Print 978-3-451-39375-4
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-82812-6

INHALT

<i>Jan-Heiner Tück / Tobias Mayer</i>	
Vorwort	7
<i>Uwe Kolbe</i>	
Das vermisste Antlitz. Fragen an das zeitgenössische deutschsprachige Gedicht	14
<i>Maja Haderlap</i>	
Das Ich im Wir	42
<i>Barbara Honigmann</i>	
Kafka und Proust. Schriftsteller und Jude sein in Zeiten der Assimilation	67
<i>Patrick Roth</i>	
Das Tauchen nach dem Bilde	98
<i>Karl-Heinz Ott</i>	
Unterwegs	134
<i>Thomas Hürlimann</i>	
Das Symbol des Kreuzes	141
<i>Frank Schäfer</i>	
Vier Gedichte	150

VORWORT

Das *vermisste Antlitz* – unter diesem Titel steht die dritte Sammlung an Vorträgen der »Poetikdozentur Literatur und Religion« an der Universität Wien. Der Titel soll kein gemeinsames Vorzeichen für die unterschiedlichen Beiträge dieses Bandes sein, das wäre ein allzu zwanghaftes Unterfangen. Vielmehr spielt das Motiv des vermissten Antlitzes auf einen Phantomschmerz an, den manche Schriftsteller ins Wort bringen, wenn sie darauf verweisen, dass etwas fehlt, wenn das größere Gegenüber fehlt. Auch lässt sich der Andere, der in der poetischen Rede vielleicht angezielt wird, nicht festhalten, so dass seine Nähe immer neu gesucht werden muss. Anders als Gedichte, die das Du als alter ego des lyrischen Ichs ansprechen und den Charakter eines poetischen Soliloquiums annehmen können, anders auch als Gedichte, die mit dem Du ein Gegenüber, den Freund, die Geliebte, den Anderen auf der anderen Seite des Textes anzielen, gehen die Psalmen Israels auf das unverfügbare Du Gottes. Sie sind umgetrieben von der Suche nach dem Antlitz des großen Gegenübers: »Herr, lass dein Angesicht über uns leuchten, dann ist uns geholfen.« (Ps 80,4; 27,8) Wenn Gott sein Gesicht verbirgt, wenn er Hilfe und Schutz verweigert, steht es für den betenden Rufer schlecht. Die Suche nach dem Blick der Anderen ist allerdings schon ein anthropologisch beobachtbares Phänomen, sie ist dem Menschen offensichtlich von allem Anfang an eingeschrieben. Schon Kinder betteln um die Aufmerksamkeit ihrer Eltern. Sie wollen bei den ersten Abenteuern, die sie in der Welt riskieren, begleitet,

angeschaut und bestätigt werden: »Schau mal!«, rufen sie unentwegt, um für die kleinen Fortschritte in der Welterkundung zustimmende Blicke zu erhaschen. Und ist es in der Welt der Großen so viel anders? Leben nicht auch sie aus der Gnade der Aufmerksamkeit? Es ist nicht gut, wenn einem die Anerkennung dauerhaft verwehrt wird oder der Blick der anderen unversehens zum Gericht mutiert, das bloßstellt, anklagt und zur Selbstrechtfertigung zwingt. Noch schlimmer, wenn einer sein Gesicht verliert, weil er öffentlich einer Schwäche überführt wurde und das gnadenlos ausgeschlachtet wird. Strategien der Fremdbezichtigung bestimmen die heutigen Lebenswelten, wer sie beherrscht, kann von den eigenen Schwächen gut ablenken. Dabei wären – wie Peter Handke einmal notiert hat – wohl auch wir sofort besänftigt, wenn wir uns klarmachten, dass uns ein göttlicher Zuschauer bei allem fortwährend begleitet und anschaut. Wem die Annahme eines *spectator divinus* zu voraussetzungsreich oder steil ist, der kann das Motiv agnostisch brechen und einfach so tun, als ob es einen göttlichen Zuschauer gäbe: Hätte nicht dies schon heilsame Auswirkungen? Könnten wir nicht getrost davon absehen, uns immer wieder einmal auf Kosten anderer in die Mitte zu spielen, wenn wir uns vorstellten, dass wir gesehen werden und so angesehen sind?

Der gefallene Mensch aber ist immer schon aus dem Lichtkegel der liebenden Aufmerksamkeit des göttlichen Zuschauers herausgefallen. Er sucht nach Wegen, sich selbst zu verschaffen, was der *spectator divinus* ihm jeder Zeit geben könnte. Die Sehnsucht gesehen zu werden und angesehen zu sein, lässt sich allerdings nie ganz stillen, sie treibt weiter und weiter. Nicht unmöglich, dass die schmerzliche Einsicht in die Unstillbarkeit irgendwann doch die Suche nach dem Verlorenen wieder freisetzt und zurückkommt auf das, was die scholastischen Theologen das *desiderium naturale in visionem Dei* nannten.

Schon die abgeschwächte Variante eines *desiderium* nach dem *desiderium* kann ja die Suche nach dem vermissten Antlitz neu anstoßen. Und diese Suche ist möglicherweise schon Ausdruck eines anfänglichen Gefundenwordenseins, wie Pascal in seinen *Pensées* mutmaßte. Auf der Suche nach dem lebendigen Antlitz, das Schutz und Geborgenheit gewährt – unter diesen Titel könnte man die dialogischen Sprachbewegungen mancher Psalmen stellen. Der HERR, auf den sich Israel in seinem Beten bezieht, ist ja kein antlitzloses Mysterium, kein abstraktes Prinzip, kein metaphysischer Abschlussgedanke, sondern ein Du, das sich ansprechen lässt, auf das sich die bittende, dankende, lobpreisende, aber auch klagende, ja anklagende Anrede Israels bezieht. Das Abenteuer dieser Adressierung riskieren auch heutige Psalmen, selbst wenn sie nicht einmal sicher sind, dass der Adressat ihrer Anrede erreichbar ist oder überhaupt existiert.

Die Philosophie des Anderen, die Emmanuel Levinas entwickelt hat, kreist kaum zufällig um das Geheimnis des Antlitzes. Die Begegnung zwischen mir und dem Anderen, das *vis à vis*, stiftet Beziehung, ruft in die Verantwortung. Im unverhüllten Gesicht zeigt sich, wer der andere ist. Sich seinem Blick rückhaltlos auszusetzen, heißt zur Geisel zu werden und dem Imperativ zu folgen, nicht töten zu sollen. Die verletzliche Alterität des Anderen, die in der Epiphanie seines Antlitzes aufscheint, gilt es zu achten, unbedingt; sie kann neue Formen der Rede freisetzen, die nicht vorgestanzte sind, sondern der lebendigen Beziehung Ausdruck verleihen. Unbedingt ist auch die Sehnsucht nach der seligen Schau, die dem *homo viator* auf seiner Pilgerreise eingeschrieben ist. Davon zumindest war die mittelalterliche Theologie überzeugt. Das lebendige Geheimnis Gottes, das dem pilgernden Menschen nur im Glauben zugänglich ist, unverhüllt zu schauen, das war der eschatologische Fluchtpunkt des menschlichen *desiderium*, das Thomas von Aquin in seinen Hymnen poetisch besungen hat. Das spät-

moderne »Unbehagen an der Immanenz«, von dem Charles Taylor gesprochen hat, kann wohl auch heute literarische Suchbewegungen anstoßen, die neue, eigene Wege beschreiten und von der Sehnsucht nach dem ganz Anderen auf ihre Weise umgetrieben sind.

Der vorliegende Band enthält vier Vorlesungen, die in den Jahren 2019 und 2020 im Rahmen der »Poetikdozentur Literatur und Religion« gehalten wurden, außerdem zwei ergänzende Essays und, als Ausklang, vier Gedichte. Am Anfang steht der Vortrag, der dem Buch den Namen gibt: Der deutsche Lyriker *Uwe Kolbe*, geboren 1957 in Ost-Berlin, stellt seine Überlegungen, die um das Material, die Strukturen und Formen des zeitgenössischen Gedichts kreisen, unter den Titel »Das vermisste Antlitz«. Entgegen jener Tendenz in der Lyrik des letzten halben Jahrhunderts, die affirmatives Sprechen vermied und höchstens in gebrochener Variation duldet, spricht Kolbe in seiner Poetikvorlesung aus dem Jahr 2019 von dem im Gedicht adressierten ›Gegenüber‹ und vom Sehnen, das sich poetisch artikulieren will, ohne seine Ernsthaftigkeit zu ironisieren. Weniger artifizielle Sprachakrobatik aus dem Labor und mehr »unverkrampte Anwesenheit« sei geboten. Zu den im Untertitel genannten »Fragen« an das Gedicht gehört dann auch diese: »Warum also weigerst du dich, Gedicht des 21. Jahrhunderts, die Sprache der Liebenden zu sprechen?« Kolbes stichprobenartiger Rundumblick auf die Gegenwartsliteratur endet mit autobiographischen Notizen über die Erfahrungen eines Dichters, der mit Psalmengedichten¹ die Diskurslandschaft vor den Kopf stieß und sich plötzlich marginalisiert sah.

1 Uwe KOLBE, *Psalmen*, Frankfurt/M. 2017. Vgl. dazu das Gespräch mit Jan-Heiner Tück: »*Ich fasse nicht, was mich fasst*«. *Uwe Kolbe über Lyrik heute, seine*

»Das Ich im Wir«, der Beitrag der kärntner-slowenischen Schriftstellerin *Maja Haderlap* (geb. 1961 in Bad Eisenkappel/Železna Kapla), ist ein Essay über die Poetik der Sprachen und folgt dabei den Verästelungen und Kontexten ihrer eigenen Werkgeschichte.² Immer wieder geht es dabei um die Beziehungen des Slowenischen und des Deutschen, die in Kärnten bekanntlich einen »jahrzehntelangen politischen und kulturpolitischen Konflikt« durchlitten haben. Haderlap erzählt in ihrer Vorlesung von 2019 nebenbei ein gutes Stück der Geschichte der Kärntner slowenischen Literatur, die sich erst spät als Teil der österreichischen Literatur etablieren konnte. Immer wieder sind es Motive wie Heimat, Zugehörigkeit und Entfremdung, Erinnerung und Vergessen, Weggehen und Zurückkommen, die umkreist werden. Nach all dem lange geübten »Balancieren zwischen den Sprachen« findet Haderlap für die Relation des Slowenischen und Deutschen das Bild eines gemeinsam altgewordenen Paares, das voller Differenzen bleibt und doch von- und miteinander lebt.

Barbara Honigmann, geb. 1949 in Ost-Berlin, gehört zur »zweiten Generation« deutsch-jüdischer Literatur nach dem Bruch der Shoah.³ Die Eltern haben im Exil überlebt und sind nach Deutschland zurückgekehrt, und zwar, das war die Hoffnung, ins »bessere«, antifaschistische Deutschland. Honigmann nimmt sich in ihrer Vorlesung zwei junge Schriftsteller vor, die sich – bemerkenswerte Koinzidenz – etwa gleichzeitig (um

Gedichtsammlung Psalmen und irritierende Erfahrungen mit dem Literaturbetrieb, in: IkaZ Communio 48 (2019) 521–533. Zuletzt erschien: *Die sichtbaren Dinge. Gedichte*, Leipzig 2019.

² Zuletzt Maja HADERLAP, *Engel des Vergessens. Roman*, Göttingen 2011; *Langer Transit. Gedichte*, Göttingen 2014.

³ Zuletzt Barbara HONIGMANN, *Georg*, München 2019; und: *Unverschämt jüdisch*, München 2021 (die Vorlesung Honigmanns wurde in diesem Band erstmals abgedruckt).

1914) zurückziehen und, allen weltgeschichtlichen Wirren zum Trotz, an singulären Werken arbeiten. Nicht unwesentlich ist es dabei, dass sich beide stets mit ihrer jüdisch-deutschen Identität »herumschlagen«: Im Spannungsfeld von Assimilation und selbstbewusster Identität stellt sich ihnen – wie auch der Autorin selbst – immer neu die Frage: Schriftsteller und Jude zugleich sein, was kann das heißen?

Patrick Roth geht in seiner Vorlesung auf einen Tauchgang und bringt vier Bilder an die Oberfläche. Diese lassen sich einerseits auslegen im Blick auf den Unterscheidungsprozess im eigenen künstlerischen Schaffen, andererseits werfen sie auch Schlaglichter auf das Dunkel des Unbewussten der Psyche. Der 1953 im Freiburg im Breisgau geborenen Schriftsteller, der sich seit langem mit Tiefenpsychologie und Traumanalyse beschäftigt, sucht den Dialog mit der Kreativität des Unbewussten, dieser unerschöpflichen Quelle an Bildern. In einem Tagebucheintrag notiert er eine rätselhaft-verstörende Traumsequenz, in deren Zentrum das Symbol des Kreuzes steht. Roth zeigt in seiner Poetikvorlesung aus dem Jahr 2020, wie dieses Erlebnis seine Arbeit am Text beeinflusst⁴, wie er aber auch existenziell immer wieder auf das Kreuz – als Symbol, Fixpunkt, Archetyp – stößt, wie er es auffindet und von ihm angefragt wird.

Es folgen zwei Texte, die nicht unmittelbar auf Wiener Poetikvorlesungen zurückgehen, die sich aber aus dem Gespräch mit den Autoren ergaben: Vom schwäbischen Schriftsteller *Karl-Heinz Ott* (geb. 1957), der 2021, in Pandemie-Zeiten, im Rahmen der Poetikdozentur einen digitalen Hölderlin-Vortrag gehalten hat, drucken wir die einst ent-

4 Insbesondere Patrick ROTH, *Sunrise – Das Buch Joseph. Roman*, Göttingen 2012; und zuletzt *Gottesquartett. Erzählungen eines Ausgewanderten*, Freiburg – Basel – Wien 2020.

legen publizierte Miniatur »Unterwegs«, die ihren Ausgang von einem Wiener Erlebnis nimmt. Theater und Gotteshaus stehen sich hier als »Bühnen« gegenüber und deuten Rückschlüsse an auf ein Verwandtschaftsverhältnis von religiöser und künstlerischer Erfahrung. Bei *Thomas Hürlimann* hingegen ist es wiederum das Kreuz, das die Phantasie des Dichters beflügelt und ihm seine Religionsbiographie in Erinnerung ruft. Der 1950 in Zug geborene Schweizer Autor lässt kulturkritische Klänge vernehmen, wenn Kreuze abgehängt, wenn ihre Symbolik unsichtbar gemacht werden soll – auch hier ist es ein Antlitz, das vermisst wird ...

Den Abschluss bilden vier Gedichte von *Frank Schäfer*, geboren 1966 und Lyriker in Freiburg i.Br., die das Gesicht des Menschen umkreisen. Schutzlose Augen zeigen die Verletzlichkeit und leere Hände die Bedürftigkeit an – und das Gesicht des anderen, das in der Begegnung »einschlagen« kann, hinterlässt Spuren, verändert das Eigene. Sich dem Gesicht des anderen auszusetzen, heißt jedenfalls immer auch, bereit zu sein ein anderer zu werden – und so Verantwortung zu übernehmen.⁵

5 Frank SCHÄFER, *Primspuren. Gedichte*, Berlin 2019; DERS., *Stille Feiung. Gedichte*, Berlin 2021.

Uwe Kolbe

DAS VERMISSTE ANTLITZ

Fragen an das zeitgenössische
deutschsprachige Gedicht

*Ihr da drinnen, verurteilt meinen
Mangel an Glauben nicht zu rasch;
ihr da draußen, spottet nicht zu rasch
meiner exzessiven Leichtgläubigkeit;
ihr, die ihr gleichgültig seid, witzelt nicht zu rasch
über mein ewiges Zaudern.*

Bruno Latour

*Das Antlitz spricht. Die Erscheinung des Antlitzes ist die erste Rede.
Sprechen ist vor allem anderen diese Weise, hinter seiner Erscheinung,
hinter seiner Form hervorzukommen, eine Eröffnung in der Eröffnung.*

Emmanuel Lévinas

*Wie sollen sie aber den anrufen, an den sie nicht glauben?
Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben?
Wie sollen sie aber hören ohne Prediger?
Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?*

Römer 10,14f

For my part, I prefer my heart to be broken.

D. H. Lawrence

Abgesehen davon, dass hier selbstverständlich nur vom deutschsprachigen Gedicht die Rede sein kann und dass ein Hinweis auf die Unüberschaubarkeit allein dieses Teils zeitgenössischer Literatur nur stichprobenartig gegeben wird, hat die Rede eine Vor- und eine Nachgeschichte mit Ihnen zu teilen.

Die Vorgeschichte handelt von der zwiefachen Sehnsucht, die zur Entstehung des Gedichts führt. Die erste Sehnsucht will hinaus auf das Sprechen-als-Schreiben. Sie treibt zur aktiven Suche nach dem wirklich eigenen Ausdruck, und zwar nicht nach irgendeinem, sondern nach dem passenden, aber wozu passenden?, nach dem aussagekräftigen Wort, aber was genau sagend?, nach der Form der Zeile, des Gedichts, aber nach welcher unter den möglichen, die schon waren, von denen du schon weißt oder von denen du noch erfahren wirst?, nach welcher Form unter den möglichen, die noch nie waren und von denen im Fall des Gelingens eine von dir bestehen könnte?, nach der Lösung des Problems, aber welches Problems, ach wenn, wer das Gedicht schreibt, es nur wüsste? Eines *künstlerischen* Problems? Gottfried Benn (1886–1956) stellt diese Art Fragen öfter, einmal fasst er sie zusammen wie folgt (um die Gegenwart von 1950 aus anzu-steuern):

Alle haben den Himmel, die Liebe und das Grab,
damit wollen wir uns nicht befassen,
das ist für den Kulturkreis besprochen und durchgearbeitet.
Was aber neu ist, ist die Frage nach dem Satzbau
und die ist dringend:
warum drücken wir etwas aus?

Warum [...]

Überwältigend unbeantwortbar!
Honoraraussicht ist es nicht,
viele hungern darüber. Nein,
es ist ein Antrieb in der Hand,
ferngesteuert, eine Gehirnanlage,
vielleicht ein verspäteter Heilbringer oder Totentier,
auf Kosten des Inhalts ein formaler Priapismus,
er wird vorübergehen,
aber heute ist der Satzbau
das Primäre.

»Die wenigen, die was davon erkannt« – (Goethe) –
wovon eigentlich?

Ich nehme an: vom Satzbau.

So gewohnt ironisch-pathetisch Benns Gedicht daherkommt, so poetologisch-handwerkermäßig in seinen (hier gekürzten) Parenthesen, so typisch ist es auch darin, dass dem elegant zynischen ersten Satz kaum mehr folgt als ein Bonmot. Die initiierende, die »dringende« Frage nach dem Warum des künstlerischen Tuns – das Gedicht beantwortet gerade sie nicht. Dabei geht es einer anderen Frage sehr wohl nach. Die lautet ganz selbstreferentiell aus gutem Grund: Wie? Ein Lacher für die Zunft, der aus der Nebengasse herüberklingt. Selbstverständlich einer, der trifft. Das erste Sehnen nämlich zielt genau auf dieses Wie, mit Benns Ausdruck auf den »Satzbau«! Der Person, die an dem Gedicht arbeitet, ist es nicht notwendig sofort bewusst, wird jedoch in dem *Trial-and-Error*, das mit der ersten Zeile einsetzt und nicht vor der letzten des Lebens endet, immer deutlicher: Der Abstand zwischen Herz, Hirn und, notabene, dem Auge einerseits und der schreibenden Hand andererseits ermöglicht die Erfüllung dieser Sehnsucht. *Diese* treibt zur Arbeit, zu dem poetischen Machen (wenn Sie den Pleonasmus gestatten): Diese Sehnsucht wird – und sei es an einem fernen Tag, und sei es für niemand sonst als nur für die Person, die da bosselt, sei es nur für deren Besessenheit, sei das Ergebnis im schlimmsten Fall ein großes Missverständnis, mache sich damit jemand zum Gespött der Welt, werde das alles vielleicht nur irgend ein bescheidenes Mal von Erfolg gekrönt, wird zu Lebzeiten das Gefühl des Gelingens überhaupt nur im stillen Kämmerlein erlebt – die Sehnsucht, der das alles folgt, wird erfüllt. Und zwar in Maß und Form. In nichts anderem und nirgendwo sonst.